

XIII.

Der Thurm des Drillhauses.

Die Nacht war über die Stadt herabgesunken, welche noch bebte von dem Geräusch der Hinrichtung, deren einzelne Umstände von Mund zu Mund gingen und in jedem Hause die heitere Stunde des Abendbrodes verdüsterten.

Aber im Gegensatz gegen die schweigsame, traurige Stadt war der Louvre geräuschvoll, lustig, beleuchtet. Es fand ein großes Fest im Balaste statt, ein Fest, befohlen von Karl IX., ein Fest, das er für den Abend zu gleicher Zeit bezeichnet hatte, da er für den Morgen die Hinrichtung bezeichnete.

Die Königin von Navarra hatte schon am Abend vorher den Befehl erhalten, sich dabei einzufinden, und in der Hoffnung, La Mole und Coconnas würden in der Nacht gerettet, in der festen Ueberzeugung, alle Maßregeln wären für ihre Flucht getroffen, hatte sie ihrem Bruder geantwortet, sie würde seinen Wünschen entsprechen.

Aber seitdem sie durch die Scene in der Kapelle jede Hoffnung verloren, seitdem sie in einer letzten Bewegung frommer Gefühle für diese Liebe, die größte und tiefste, die sie in ihrem Leben empfunden, der Hinrichtung beigewohnt hatte, hatte sie sich auch gelobt, daß sie weder Bitten noch Drohungen veranlassen sollten, einem freudigen Feste im Louvre an demselben Tage beizuwohnen, an welchem sie ein so trauriges Fest auf der Grève gesehen.

Der König Karl IX. gab an demselben Tage einen neuen Beweis von jener Macht des Willens, welche vielleicht Niemand auf diesen Grad trieb, wie er. Seit vierzehn Tagen an das Bett gefesselt, hinfällig wie ein Sterbender, bleich wie eine Leiche, stand er gegen fünf Uhr auf und legte seine schönsten Gewänder an. Es ist

nicht zu leugnen, daß er während der Toilette dreimal in Ohnmacht fiel. Gegen acht Uhr erkundigte er sich, was aus seiner Schwester geworden wäre, und fragte, ob man sie gesehen hätte und ob man wüßte, was sie machte. Niemand antwortete ihm, denn die Königin war gegen eilf Uhr zurückgekehrt und hatte sich, Jedermann ihre Thüre verbietend, eingeschlossen.

Aber es gab keine verschlossene Thüre für Karl. Auf den Arm von Herrn von Nancey gestützt, schleppte er sich nach den Gemächern der Königin von Navarra und trat plötzlich durch die Thüre des geheimen Ganges ein.

Obgleich er auf ein trauriges Schauspiel gefaßt war und sein Herz darauf vorbereitet hatte, so war doch das, was er erblickte, noch viel beklagenswerther, als das von ihm Geträumte.

Halb todt, auf einem Ruhebette liegend, den Kopf in Kissen begraben, weinte, betete Margarethe nicht, sondern sie röchelte seit ihrer Rückkehr wie eine im Todeskampfe Begriffene.

In der andern Ecke des Zimmers lag Henriette von Nevers, diese unerschrockene Frau, bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt. Als sie von der Grève zurückkehrte, waren ihre Kräfte wie die von Margarethe zusammengebrochen, und die arme Gillonne ging von der Einen zur Andern, ohne daß sie es wagte, ein Wort des Trostes an sie zu richten.

In den Krisen, die auf solche große Katastrophen folgen, ist man geizig mit seinem Schmerze, wie mit einem Schatz, und man hält Jeden für einen Feind, der aus dem geringsten Theil davon zu entziehen sucht.

Karl IX. ließ Nancey im Gang, öffnete die Thüre und trat bleich und zitternd ein. Weder die Eine noch die Andere von den zwei Frauen sah ihn. Gillonne allein, welche in diesem Augenblick Henriette unterstützte, erhob sich auf ein Knie und schaute den König ganz erschrocken an.

Der König machte eine Geberde mit der Hand. Sie stand auf, verbeugte sich und trat ab.

Hienach wandte sich Karl gegen Margarethe, schaute sie einen Augenblick schweigend an und sagte dann mit einem Tone, dessen man diese rauhe Stimme nicht hätte fähig halten sollen:

„Margot, meine Schwester!“

Die junge Frau bebte, richtete sich auf und flüsterte:

„Eure Majestät!“

„Muth gefaßt, meine Schwester.“

Margarethe schlug die Augen zum Himmel auf.

„Ja,“ sprach Karl, „ich weiß es wohl, aber höre mich.“

Die Königin von Navarra bedeutete durch ein Zeichen, daß sie hörte.

„Du hast mir versprochen, auf den Ball zu kommen,“ sagte Karl.

„Ich!“ rief Margarethe.

„Ja, und Deinem Versprechen zufolge erwartet man Dich, und wenn Du nicht kämest, würde man staunen, Dich nicht dort zu finden.“

„Entschuldigt mich, mein Bruder, Ihr seht, ich bin leidend.“

„Strenge Dich gegen Dich selbst an.“

Margarethe schien einen Augenblick einen Versuch zu machen, ihren Muth zu beleben; dann ließ sie plötzlich ihr Haupt wieder auf die Kissen fallen und rief:

„Nein, nein, ich werde nicht gehen.“

Karl nahm sie bei der Hand, setzte sich auf ihr Ruhebett und sprach:

„Du hast so eben einen Freund verloren, ich weiß es, Margot. Aber schau' mich an, habe ich nicht alle meine Freunde verloren? und mehr noch, meine Mutter! Du, Du konntest stets nach Deinem Gefallen weinen, wie Du in diesem Augenblick weinst. Ich war in der Stunde meiner heftigsten Schmerzen stets genöthigt, zu lächeln; Du leidest, schau' mich an, ich sterbe. Auf,

Margot, Muth gefaßt! Ich bitte Dich, meine Schwester, im Namen unserer Ehre! Wir tragen als ein kummervolles Kreuz den Ruf unseres Hauses; tragen wir es wie der Herr bis zur Schädelstätte, und wenn wir wie Er auf dem Wege straucheln, so wollen wir uns muthig und ergeben wie Er wiedererheben."

"Oh, mein Gott, mein Gott!" rief Margarethe.

"Ja," sprach Karl, ihre Gedanken beantwortend, „das Opfer ist hart, meine Schwester; aber Jeder bringt das seinige; die Einen mit ihrer Ehre, die Andern mit ihrem Leben. Glaubst Du, daß ich mit meinen fünf- und zwanzig Jahren und mit dem schönsten Throne der Welt es nicht beklage, sterben zu müssen?... Schau' mich an... meine Augen, meine Gesichtsfarbe, meine Lippen sind die eines Sterbenden, das ist wahr; aber mein Lächeln... würde mein Lächeln nicht glauben machen, ich hoffe? Und dennoch wirst Du mich in acht Tagen, in vierzehn Tagen, in einem Monat spätestens, beweinen, meine Schwester, wie denjenigen, welcher heute gestorben ist,"

"Mein Bruder!... rief Margot, ihre beiden Arme um den Hals von Karl schlingend.

"Auf, kleide Dich an, liebe Margarethe," sagte der König, „verbirg Deine Blässe und erscheine auf dem Ball. Ich habe Befehl gegeben, Dir neue Edelsteine und Deiner Schönheit würdige Gewänder zu überbringen."

"Oh! Diamanten, Gewänder!" sprach Margarethe, „was liegt mir jetzt an Allem dem?"

"Das Leben ist lang, Margarethe," versetzte Karl lächelnd, „wenigstens für Dich."

"Nie! nie!"

"Meine Schwester, erinnere Dich eines Umstandes: zuweilen ehrt man die Todten am Besten, wenn man das Leiden ersticht oder vielmehr verbirgt."

„Wohl, Sire,“ sprach Margarethe schauernd, „ich werde gehen.“

Eine Thräne, welche sogleich von den trockenen Augenlidern getrunken wurde, befeuchtete das Auge von Karl.

Er beugte sich auf seine Schwester herab, küßte sie auf die Stirne, blieb einen Augenblick vor Henriette stehen, die ihn weder gesehen noch gehört hatte, und sagte:

„Arme Frau!“

Dann entfernte er sich stillschweigend.

Hinter dem König traten mehrere Wagen mit Kisten und Stuis ein.

Margarethe hieß mit einem Zeichen der Hand Alles auf den Boden setzen.

Die Wagen traten ab, Gilonne blieb allein.

„Lege mir Alles zurecht, was ich brauche, um mich anzukleiden, Gilonne,“ sagte Margarethe.

Gilonne schaute ihre Gebieterin mit erstaunten Augen an.

„Ja,“ sagte Margarethe mit einem Ausdrücke, dessen Bitterkeit sich nicht schildern läßt, „ja, ich kleide mich an, ich gehe auf den Ball, man erwartet mich dort. Beeile Dich also. Der Tag wird vollständig seyn: Fest auf der Grève diesen Morgen, Fest im Louvre diesen Abend.“

„Und die Frau Herzogin?“ sprach Gilonne.

„Oh! sie, sie ist sehr glücklich, sie kann hier bleiben, sie kann weinen, sie kann nach Belieben leiden. Sie ist keine Königstochter, keine Königsfrau, keine Königsschwester. Sie ist nicht Königin. Hilf mir, mich anzukleiden, Gilonne.“

Das Mädchen gehorchte. Der Schmuck war prachtvoll das Kleid glänzend. Margarethe war nie so schön gewesen.

Sie betrachtete sich in einem Spiegel.

„Mein Bruder hat sehr Recht,“ sagte sie, „es ist ein erbärmliches Ding um das menschliche Geschöpf.“

In diesem Augenblick trat Gillonne, welche auf eine Minute hinausgegangen war, wieder ein.

„Madame,“ sagte sie, „es ist ein Mensch da, der nach Euch verlangt.“

„Nach mir?“

„Ja, nach Euch.“

„Wer ist dieser Mensch?“

„Ich weiß es nicht, aber sein Aussehen ist furchtbar, und sein Anblick allein hat mich beben gemacht.“

„Frage ihn nach seinem Namen,“ sprach Margarethe erbleichend.

Gillonne ging hinaus und kehrte nach ein paar Sekunden wieder zurück.

„Er wollte mir seinen Namen nicht sagen, Madame, hat mich jedoch Euch dieses zuzustellen.“

Und sie reichte Margarethe das Reliquienkästchen, das diese am Abend zuvor La Mole geschenkt hatte.

„Oh! laß ihn eintreten, laß ihn eintreten,“ sprach die Königin rasch und wurde noch bleicher, noch eifriger, als sie zuvor gewesen war.

Ein schwerer Tritt erschütterte den Boden.

Ohne Zweifel entriistet darüber, daß es ein solches Geräusch wiederholen sollte, murrte das Echo unter dem Tafelwerk und ein Mann erschien auf der Schwelle.

„Ihr seyd . . .?“ sagte die Königin.

„Derjenige, welchen Ihr eines Tages bei Montfaucon sahet, und der in seinem Karren zwei verwundete Edelleute in den Louvre zurückbrachte.“

„Ja, ja, ich erkenne Euch, Ihr seyd Meister Caboché.“

„Der Henker des Gerichtsbezirkes von Paris.“

Dies waren die einzigen Worte, welche Henriette von allen hörte, die man seit einer Stunde um sie her aussprach. Sie machte ihren bleichen Kopf von ihren beiden Händen los und schaute den Henker mit ihren Smaragdaugen

an, aus denen ein doppelter Flammenstrahl hervorzubrechen schien.

„Und Ihr kommt? . . .“ sagte Margarethe zitternd.

„Um Euch an das Versprechen zu mahnen, das Ihr dem jüngeren von den zwei Edelleuten, demjenigen, welcher mich beauftragte, Euch dieses Reliquienkästchen zu übergeben, geleistet habt. Ihr erinnert Euch desselben, Madame?“

„Oh! ja,“ rief die Königin, „und nie wird ein edlerer Schatten eine edlere Befriedigung gefunden haben. Aber wo ist er?“

„Er ist bei mir mit dem Leichnam.“

„Bei Euch! warum habt Ihr ihn nicht gebracht?“

„Man konnte mich an der Pforte des Louvre anhalten, man konnte mich nöthigen, meinen Mantel aufzuheben. Was würde man gesagt haben, wenn man unter diesem Mantel einen Kopf gesehen hätte?“

„Gut, behaltet ihn bei Euch; ich werde ihn morgen holen.“

„Morgen?“ sagte Meister Caboché, „es wird vielleicht zu spät sein.“

„Warum dies?“

„Weil die Königin Mutter für ihre kabalistischen Experimente die Köpfe der zwei ersten Verurtheilten bestellt hat, die ich enthaupten würde.“

„Oh. Entheiligung! die Köpfe unserer Geliebten!“ rief Margarethe, auf ihre Freundin zulaufend, welche plötzlich aufrecht stand, als ob sie eine Feder auf ihre Füße gestellt hätte. „Henriette, mein Engel, hörst Du, was dieser Mensch sagt?“

„Ja. Was ist zu thun?“

„Man muß mit ihm gehen.“

Dann jenen Schmerzensschrei ausstoßend, mit welchem im höchsten Maße Unglückliche zum Leben zurückkehren, rief Henriette:

„Ah! es war mir doch so wohl, ich war beinahe todt!“

Während dieser Zeit warf Margarethe einen Sammetmantel über ihre bloßen Schultern.

„Komm, komm,“ sagte sie, „wir werden sie noch einmal sehen.“

Margarethe ließ alle Thüren schließen, befahl, die Sänfte an die kleine verborgene Pforte zu bringen, nahm Henriette unter dem Arm, schritt mit ihr durch den geheimen Gang und machte Caboche ein Zeichen, ihr zu folgen.

An der Thüre unten war die Sänfte. An der Pforte außen wartete ein Knecht von Caboche mit einer Laterne.

Die Träger von Margarethe waren vertraute Leute, taub und stumm, sicherer, als es Saumthiere gewesen wären.

Die Sänfte wurde, Meister Caboche und sein Knecht mit der Laterne voran, ungefähr zehn Minuten fortgetragen; dann hielt sie an.

Der Henker öffnete den Schlag, während der Knecht vorauslief.

Margarethe stieg aus und half sodann der Herzogin von Nevers aussteigen. Bei dem großen Schmerze, welcher Beide mit seiner ganzen Gewalt gefaßt hatte, war diese nervige Organisation die stärkere.

Der Thurm des Drillhauses ragte vor den zwei Frauen wie ein düsterer, ungestalter Riese empor und warf ein röthliches Licht durch die Schießscharten an seiner Spitze herab, hinter denen zwei Flammen bemerkbar waren.

Der Knecht erschien wieder an der Thüre.

„Ihr könnt eintreten,“ sagte Caboche; „es schläft Alles im Thurme.“

In demselben Augenblicke erloschen die Lichter hinter den Schießscharten.

Fest an einander geschlossen, traten die zwei Frauen unter die kleine bogenförmige Pforte und schritten im Schatten auf dem feuchten, holperigen Boden hin. Sie erblickten ein Licht im Hintergrunde eines Ganges und wandten

sich, geführt von dem schauderhaften Herrn des Hauses, nach dieser Seite. Die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Eine Wachsfackel in der Hand, führte sie Caboche in einen niedrigen, rauchigen Saal. Mitten in diesem Saale stand ein Tisch mit den Ueberresten eines Abendbrodes und mit drei Bedecken. Diese drei Bedecke waren ohne Zweifel für den Henker, dessen Frau und seinen ersten Gehülfen.

An der am meisten in die Augen springenden Stelle sah man ein mit dem königlichen Siegel versehenes Pergament an die Wand genagelt. Es war dies das Henkerpatent.

In einer Ecke stand ein großes Schwert mit einem langen Griffe. Es war dies das flammende Schwert der Gerechtigkeit.

Da und dort erblickte man plumpe Bilder, heilige Märtyrer unter allen Arten von Foltern darstellend.

Hier angelangt, machte Caboche eine tiefe Beugung.

„Eure Majestät wird mich entschuldigen,“ sagte er, „wenn ich es gewagt habe, bis in den Louvre zu dringen und Euch hieher zu führen; aber es war der ausdrückliche und letzte Wille des Edelmannes, und so sah ich mich genöthigt . . .“

„Ihr habt wohl daran gethan, Meister, Ihr habt wohl gethan,“ sprach Margarethe. „Hier zur Belohnung Eures Eifers.“

Caboche betrachtete traurig die von Gold strotzende Börse, welche Margarethe auf den Tisch legte.

„Gold! immer Gold!“ murmelte er. „Ach! Madame, daß ich nicht selbst mit Gold das Blut erkaufen kann, welches ich heute zu vergießen genöthigt gewesen bin!“

„Meister,“ sprach Margarethe mit einem schmerzlichen Zögern und um sich her schauend, „Meister, müssen wir noch anderswohin gehen? Ich sehe nicht! . . .“

„Nein, Madame, nein, sie sind hier; aber es ist ein trauriges Schauspiel, das ich Euch ersparen könnte, wenn

ich Euch in einem Mantel verborgen das brächte, was Ihr suchet."

Margarethe und Henriette schauten sich gegenseitig an.

"Nein," sagte Margarethe, welche in dem Blicke ihrer Freundin denselben Entschluß las, den sie gefaßt hatte, "nein, zeigt uns den Weg, und wir werden Euch folgen."

Caboche nahm die Fackel und öffnete eine Thüre von Eichenholz, welche auf eine Treppe von ein paar Stufen ging, die sich unter die Erde versenkte. In demselben Augenblick kam ein Luftzug, machte ein paar Funken von der Fackel fliegen und warf in das Gesicht der Prinzessinnen den üblen Geruch der Fäulniß und des Blutes.

Henriette stützte sich, weiß wie eine Alabasterstatue, auf den Arm ihrer Freundin, deren Gang noch sicherer war; aber auf der ersten Stufe wankte sie.

"Oh! ich werde es nie können," sagte sie.

"Wenn man wirklich liebt," sprach die Königin, "so muß man bis zum Tode lieben."

Sie boten ein zugleich furchtbares und rührendes Schauspiel, diese zwei Frauen, glänzend von Schönheit, Jugend, Schmuck, sich beugend unter dem schmutzigen Gewölbe, die Schwächere sich stützend auf die Stärkere, die Stärkere am Arme des Henkers sich haltend.

Man gelangte auf die letzte Stufe.

In dem unterirdischen Gewölbe lagen zwei menschliche Formen, bedeckt mit einem großen Tuche von schwarzer Farbe.

Caboche hob eine Ecke auf, näherte seine Fackel und sprach:

"Schaut, Frau Königin."

Die zwei jungen Männer lagen in ihren schwarzen Kleidern in der furchtbaren Symmetrie des Todes neben einander. Nahe an den Kumpf gesetzt, schienen ihre Köpfe nur mitten um den Hals durch einen lebhaft rothen Kreis getrennt. Der Tod hatte ihre Hände nicht geschieden, denn, war es nun Zufall, war es eine fromme Aufmerk-

sankelt des Henkers, die rechte Hand von La Mole ruhte in der linken von Coconnas.

Es lag ein Liebesblick unter den Augenlidern von La Mole, es lag ein verächtliches Lächeln unter denen von Coconnas.

Margarethe kniete neben ihren Geliebten nieder und hob mit ihren von Edelsteinen funkelnden Händen seinen Kopf empor.

An die Mauer gelehnt, vermochte die Herzogin von Nevers ihren Blick nicht von dem bleichen Gesichte loszumachen, auf welchem sie so oft die Freude und die Liebe gesucht hatte.

„La Mole! theurer La Mole,“ murmelte Margarethe.

„Annibal! Annibal!“ rief die Herzogin von Nevers, „so schön, so stolz, so brav! . . . Du antwortest nicht mehr!“

Und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

Diese so hochmüthige, so unerschrockene, im Glück so feste Frau, diese Frau, welche den Skepticismus bis zum höchsten Zweifel trieb, diese Frau hatte noch nie an den Tod gedacht.

Margarethe gab ihr ein Beispiel.

Sie verschloß in einen mit Perlen gestickten und mit den feinsten Essenzen parsumirten Sack den Kopf von La Mole, der noch schöner war, da er sich dem Sammet und dem Golde näherte, und dem eine besondere Vorbereitung, welche zu jener Zeit bei den königlichen Einbalsamirungen angewendet wurde, die Schönheit erhalten sollte.

Henriette näherte sich ebenfalls und hüllte den Kopf von Coconnas in einen Flügel ihres Mantels.

Und mehr unter ihrem Schmerze als unter ihrer Last gebeugt, stiegen Beide die Treppe hinauf, mit einem letzten Blick nach den Ueberresten, welche sie der Willführ des Henkers in diesem traurigen Verwahrungsorte gemeiner Verbrecher überließen.

„Fürchtet nichts, Madame,“ sprach Caboché, der diesen Blick errieth; „die Edelleute sollen begraben, in heiliger Erde bestattet werden, das schwöre ich Euch.“

„Und Du läßt mit Diesem Messen für sie lesen,“ sprach Henriette, riß von ihrem Halse ein prachtvolles Collier von Rubinen und bot es dem Henker.

Man kehrte in den Louvre zurück, wie man von demselben ausgegangen war. An der Pforte gab sich die Königin zu erkennen. Unten an ihrer Geheimtreppe stieg sie aus; dann ging sie in ihre Wohnung, legte ihre traurige Reliquie in das Cabinet des Schlafzimmers, das von diesem Augenblick an ein Betzimmer zu werden bestimmt war, ließ Henriette in ihrem Gemache und kehrte gegen zehn Uhr Abends in den großen Ballsaal zurück, in denselben, wo wir vor bald zwei und einem halben Jahre das erste Kapitel unserer Geschichte sich eröffnen sahen.

Aller Augen wandten sich nach ihr, und sie trug diesen allgemeinen Blick mit einer stolzen, beinahe freudigen Miene, denn sie hatte frommer Weise den letzten Wunsch ihres Geliebten erfüllt.

Als Karl sie erblickte, durchschritt er wankend die goldene Woge, die ihn umgab.

„Meine Schwester,“ sprach er laut, „ich danke Euch.“ Dann fügte er ganz leise bei:

„Nehmt Euch in Acht! Ihr habt einen Blutsfleck am Arm.“

„Oh! was ist daran gelegen, Sire,“ erwiederte Margarethe, „wenn ich nur ein Lächeln auf den Lippen habe.“

XIV.

Der Blutschweiß.

Einige Tage nach der furchtbaren Scene, die wir so eben erzählt haben, d. h. am 30. Mai 1574, als